

JORDAN SONNENBLICK

Wie ich zum besten
Schlagzeuger der
Welt wurde - und
warum

Aus dem Englischen von
Gerda Bean

CARLSEN

JEFFREYS NAFERBREI-UNFALL

Auch wenn ich hundertneunundsiebzig Jahre alt werden sollte, werde ich niemals den 7. Oktober vergessen. Oh, ich werde es bestimmt versuchen. Ich habe es schon versucht. Aber das Gewicht dieses Tages werde ich nie abwerfen können.

Das Komische ist, dass er echt gut anfang. Ich weiß noch, dass ich aus irgendeinem Grund früh wach wurde und nicht mehr einschlafen konnte. Deshalb stand ich auf, trippelte auf Zehenspitzen ins Bad, pinkelte und schlich mich wie üblich Ninja-artig in Slow Motion die Treppe hinunter, um die lieben Eltern oder Jeffrey nicht durch das Knarren der Stufen zu wecken. In der Küche machte ich Halt, um mir etwas O-Saft reinzuschütten. Dann setzte ich meine lautlose Reise in den Keller fort. Mein Vater hat dort unten ein kleines Büro. Er ist Steuerberater, und weil er manchmal, wenn die Steuererklärungen fällig werden, noch bis spät in die Nacht arbeitet, hat er die Wände zur Wärme- und Schalldämmung extra dick isolieren lassen. Ich dachte mir, dass ich vor der Schule noch ein bisschen auf dem Pad üben könnte, und richtete mich im Büro ein. Ich begann, mich durch meine übliche Aufwärmübung durchzuarbeiten – fünf Minuten Einerwirbel (rechts-links-rechts-links), fünf Minuten Doppelwirbel (rechts-rechts-links-links) und fünf Minuten Kombinationsübungen zum Training der Unabhängigkeit beider Hände (rechts-links-rechts-rechts, links-rechts-links-links). Meine Hände waren besonders locker, und irgendwie war es auch

schön, vor allen anderen auf zu sein und mein eigenes Ding zu machen. Was natürlich bedeutete, dass mich Jeffrey finden würde.

»Steven!«

»Jaaachchch! Wegen dir kriege ich noch mal einen Herzinfarkt, du kleiner Irrer!«

(Worauf er einen hysterischen Kicheranfall bekam – wie immer, wenn ich so tue, als ob er sich an mich herangeschlichen hätte. Heute hatte er sich aber *echt* herangeschlichen. Ich konzentriere mich nämlich beim Trommeln ziemlich heftig!)

»Steven, mir ist komisch.«

In letzter Zeit hatte Jeffrey öfter geklagt, ihm täten seine »Teile« weh, was wir nicht verstanden. Ich hatte es für eine von den Macken gehalten, die kleine Kinder so an sich haben. Wie im Sommer, als er drei wurde und sich einredete, er würde mit offenen Augen schlafen. Ich verbrachte drei ganze Wochen damit, ihm klarzumachen, dass seine Augen zu sind, wenn er schläft, genau wie bei allen anderen auf unserem Planeten. Schließlich filmte ich ihn eine Viertelstunde lang beim Schlafen, was der Sache meiner Meinung nach ein Ende bereiten würde. Als ich ihm das Video vorführte, sagte er: »Klar sind meine Augen manchmal zu. Wenn ich ganz langsam zwinkere, weißt du?«

Ihr seht also, warum keiner aus dem Haus gerannt ist, um einen Krankenwagen zu stoppen, als dem Kleinen seine »Teile« wehtaten.

»Was kann ich für dich tun?«

»Kannst du mir Naferbrei machen?«

»Haferbrei??«

»Genau. Naferbrei.«

»Jeff, hab Erbarmen, ich versuche zu üben!«

»Aber ich friere. Ich brauche Naferbrei, damit meine Teile wieder warm werden.«

Ich merkte, kampflös würde ich mich aus meiner Lage nicht befreien können. Außerdem bin ich selber ein großer Haferbrei-Fan. Aber ich konnte der Versuchung nicht widerstehen, Jeffrey noch ein bisschen zu ärgern, und sagte:

»Weizenschrotbrei.«

»Naferbrei.«

»Weizenschrotbrei.«

»NAFERBREI.«

»Weizenschrotbrei.«

»NAFERBREI!«

»Okay, du brauchst nicht gleich die Nationalgarde zu alarmieren! Ich mach dir deinen Haferbrei!«

»Jippie! Naferbrei!«

Oben in der Küche setzte ich Jeffrey auf einen Barhocker, bevor ich den Herd anwarf, damit er »helfen« konnte, das heißt die Haferflocken mit Wasser vermischen. Meine Mutter hat mir immer gesagt, dass ich Jeffrey nur auf einem Barhocker sitzen lassen darf, wenn ich direkt daneben stehe, aber sie war schon immer übervorsichtig. Wenn es nach ihr ginge, würde er im Schutzanzug in den Kindergarten gehen. Jedenfalls plapperte er fröhlich vor sich hin, wie unser Super-Naferbrei seine »Teile« reparieren würde, als ich mich eine Sekunde lang wegdrehte, um einen Holzlöffel zu holen. Ich hörte ein rutschendes Geräusch, ein Knarren, einen Rums und leises Wimmern. Als ich mich umschaute, wurde mir klar, dass Jeffrey vom Hocker gefallen war und mit dem Gesicht gegen die Theke geprallt sein musste. Eine furchtbare Sekunde lang guckte er – wie es Kinder so machen, bevor das Geheule losgeht – vom Fußboden hoch, und ich sah

einen Blutstropfen unter seiner Nase. Dann passierten zwei Dinge gleichzeitig: Er schrie wie am Spieß, und der Blutstropfen verwandelte sich in einen Sturzbach.

Ich riss das Handtuch vom Kühlschranksgriff und hielt es Jeffrey unter die Nase. Er sah so erschrocken aus wie noch nie und schrie immer weiter. Ich zog ihn auf meinen Schoß und wiederholte immer das Gleiche: »Schh, Jeffy« – so nenne ich ihn nur, wenn er Angst hat –, »ist ja gut, es ist alles okay.«

Als das nichts half und er immer weiter heulte und ich wusste, dass die lieben Eltern jeden Moment in die Küche stürzen würden, wurde ich ein bisschen ungeduldig: »Hör zu, Jeffrey! Ist doch bloß Nasenbluten, weiter nichts. Du hast doch schon tausendmal Nasenbluten gehabt, oder nicht?«

»Nein, ich hab nur ZWEIMAL Nasenbluten gehabt. Als du mir dein Skateboard gegeben hast und ...«

»Okay, zweimal Nasenbluten. Aber Nasenbluten geht weg, Jeff. Du bist okay. Und jetzt hör auf zu brüllen, bevor Mom und Dad ...«

»Steven! Was hast du mit deinem Bruder gemacht?«

Oje. Zu spät!

»Nichts, Mom. Ich hab ihm Frühstück gemacht, und er ist vom Hocker gefallen.«

»Er ist einfach RUNTERGEFALLEN? Du hast ihn nicht geschubst?«

»Nein.«

»Nicht angerempelt, Steven?«

»Nein.«

»Hast du ihn fallen gelassen, Steven?«

»Nein.«

»Hast du wieder mal Ringkampf gespielt, Jeffrey?«

»Nein, Mommy.«

Endlich beendeten meine Eltern ihr Verhör und kümmerten sich um das verletzte Kind – dem übrigens sein heldenhafter, missverstandener Bruder immer noch Erste Hilfe leistete.

»Bist du WIRKLICH nur runtergefallen, Jeffrey?«

Wieso sprechen alle in meiner Familie eigentlich ständig in dramatischen GROSSBUCHSTABEN? Wieso bin ich der Einzige, der ruhig bleibt?

»Weißt du was, Mom? Ich hab ihn auf die Matte geschmissen, okay? Ich fand, dass es echt Spaß macht, einen Fünfjährigen um 6 Uhr 42 auf einen Barhocker zu setzen, Anlauf zu nehmen und ihn runterzustoßen, als ob wir für die Weltmeisterschaft im Ringen trainieren würden. Hat auch super funktioniert.«

»Sei nicht so aggressiv gegenüber deiner Mutter!«

»Aggressiv, Dad? AGGRESSIV?«

Jetzt hatten sie es doch tatsächlich geschafft, mich auf ihr Großbuchstaben-Niveau runterzuziehen.

»JA! Aggressiv!«

»Und FRECH!«

Danke für die Zugabe, Mom.

Es hätte Monate, ja Jahre so weitergehen können, eine nie endende Runde Schuldzuweisungs-Pingpong, wenn Jeffrey uns nicht plötzlich unterbrochen hätte:

»Mommy, es tut so weh!«

Es klang gedämpft, und wir guckten wahrscheinlich ziemlich verdutzt. Jeffrey schob meine Hand mit dem Tuch weg. Dann kam wieder einer dieser Zeitlupenmomente, die ich anscheinend ständig erlebe. Wir schauten alle auf das Handtuch, Jeffreys Nase und mein Pyjama-Oberteil. Überall war unglaublich viel Blut!

»Oh Gott, Jeffy.«

»Oh mein Gott!«

»Hol meine Schuhe, Steven! Ich fahr deinen Bruder zur Notaufnahme.«

Ich hatte noch nie erlebt, dass meine Mutter eine Verletzung von uns so ernst nahm.

»Soll ich mitkommen, Schatz?«

Ähem, Dad.

»Nein, du bringst den hier zur Schule.«

Klasse – für das Verbrechen des versuchten Frühstückmachens wurde ich vom »geliebten Erstgeborenen« zu »dem hier« degradiert.

Meine Mutter zog Jeffrey von meinem Schoß, hielt ihm ein neues Handtuch vors Gesicht (diesmal mit hineingewickelttem Eis), schnappte sich irgendwie ihre Schuhe, seinen Wintermantel, ihre Jacke, Schlüssel, ihr Handy und ihre Handtasche und war schon fast an der Tür, bevor Jeffrey »Beppie!« sagen konnte.

»Hol ihm seine Schmusedecke, Steven!«

Zum ersten Mal holte ich meinem Bruder etwas, ohne zu meckern.

Als ich ihm die Decke gab und meine Mutter die Tür öffnete, warf ich einen letzten langen Blick auf sein ängstliches Gesicht über der Schulter meiner Mutter. Und während sie die Auffahrt zum Auto hinunterging, hatte ich das seltsame Gefühl, dass mein Bruder kleiner und kleiner wurde.

Mein Vater schloss die Tür und sagte, ich solle mich für die Schule fertig machen.

»Dad, ist er ...«

»Ich bin sicher, dass er okay ist, Steven. Nasen bluten leicht mal. Nun mach schon!«

In dem Moment schaute ich auf die Küchenuhr und sah, dass es schon 7:09 war. In elf Minuten mussten wir zur Tür raus sein. Also ging ich die Treppe hoch, schmiss das blutige Pyjama-Oberteil ins Waschbecken, duschte mich in Weltrekordzeit, kämmte mir die Haare in irgendeine Form und warf mich in Jeans und ein Sum-41-T-Shirt. Um sieben Uhr vierzehn stand ich an der Tür.

»Dad, ich bin fertig!«

Mein Vater tauchte mit dem Aktenkoffer auf, den ich ihm vor zwei Jahren zu Weihnachten gekauft hatte – »Dad, stell dir vor! Das ist ein richtiger Steuerberater-Aktenkoffer mit einer richtigen Tasche für deinen Rechner« –, und zog sich wortlos den Mantel an.

»Dad, bist du, äh, okay?«

Ich hatte nie besonders auf die Stimmungen meines Vaters geachtet, aber jetzt wirkte er blass und angespannt. Ich warf einen Blick in die Küche und sah, dass er Jeffreys Blut vom Boden gewischt hatte, was bestimmt nicht lustig gewesen war.

»Ja. Komm.«

Toll! Und jetzt eine Spaßfahrt zur Schule mit Dad, dem Höhlenmenschen.

Im Auto war es zu hundert Prozent still, bis ich es nicht länger aushielt. Ich stellte den Rocksender WZZO ein und spielte als Begleitung zu dem Rush-Song, der gerade zu hören war, auf meinen Beinen Schlagzeug. Mein Vater machte das Radio wieder aus, was ziemlich ungewöhnlich für ihn war. Während meine Mutter seit langem mein größter Schlagzeug-Fan ist, hat es mein Vater bisher auf hunderten von Autofahrten wenigstens immer geschafft, mein Spiel (okay, er nannte es »Stampfen« und meine Lehrer »Lärmen«) einfach zu übertönen.

»Sorry, Steve.« Er sagte es mit einem schwachen *Tut mir leid*-Lächeln. »Ich muss mich auf den Verkehr konzentrieren.«

Nach wenigen Minuten dieser merkwürdigen *Wir ignorieren das Thema*-Stille erreichten wir meine Schule. Bevor ich ausstieg, drehte ich mich zu meinem Vater um, in der Hoffnung auf ein kleines bisschen Trost.

»Dad, ist er ...«

»Wie ich dir schon gesagt habe, Steven, Nasen bluten leicht mal! Nasen ... bluten ... ständig! Und jetzt geh!«

Vor meinem Schließfach sagte Renee Albert aus einer Entfernung von etwa 30 Zentimetern »Hi!« zu mir – ihr Schließfach war schon immer neben meinem –, und mir fiel ein, dass ich die Zähne nicht geputzt hatte.

Einfach super.

SORGEN MIT TIC TACS

Ich weiß nicht, wie es euch geht, aber wenn mich irgendeine Sache nervös macht, muss ich den ganzen Tag daran denken, es sei denn, ich kann mich mit einem komplizierten mentalen Trick ablenken. Und selbst dann denke ich immer noch über die Sache nach, indem ich *nicht* daran denke, wenn das irgendwie Sinn macht. Es ist, als ob jemand zu dir sagt: »Okay, du darfst *auf gar keinen Fall* an die Farbe Rot denken!« Dann würdest du versuchen, dir eine andere Farbe vorzustellen oder im Kopf ein Rezept immer und immer wieder zu wiederholen oder bis hundertneunundfünfzig zu zählen, aber irgendwo in deinem Hinterkopf würde sich Folgendes abspielen: »Gelb ... Orange ... Rot ... *nein!* Drei Eier trennen ... fünf Scheiben Edamer ... Rot ... *Neiiii!* Hundertsiebzehn ... hundertachtzehn ... *schau dir Renees roten Lippenstift an ... ACH!*«

Genau so verlief mein 7. Oktober. Ich arbeitete wie wild daran, an alles zu denken, nur nicht an Jeffreys blutende Nase, doch alle Ablenkungsmanöver waren sinnlos. Nachdem ich festgestellt hatte, dass mein Atem eine echte Bedrohung sein könnte, wühlte ich in meinem Rucksack nach der Schachtel mit Tic Tacs und zum Glück war sie noch drei viertel voll. Ich steckte mir schnell eins in den Mund (orange, was dem Atem vielleicht gar nicht hilft) und rannte zur ersten Stunde – Miss Palma. Ich spielte die übliche Schreibheft-Raushol-Routine mit, verlor mich dann aber in meiner eigenen kleinen *Denk nicht*

an Jeffrey-Welt. Dann benutzte ich einen Trick, der bei mir immer ziemlich gut funktioniert – ich stellte mir im Kopf eine echt komplizierte Matheaufgabe:

Ein Junge hat eine Schachtel mit vierzig Tic Tacs, und die Schachtel ist drei viertel voll. Die Tic Tacs müssen einen ganzen Schultag und für die Busfahrt nach Hause reichen. Der Schultag besteht aus sieben Schulstunden. Jede Schulstunde hat vierundvierzig Minuten. Zwischen den einzelnen Schulstunden sind drei Minuten vorgesehen, um ins nächste Klassenzimmer zu gelangen. Außerdem gibt es eine Mittagspause von zweiundzwanzig Minuten und eine Pause von vier Minuten am Nachmittag. Die Busfahrt dauert fünfzehn Minuten, einschließlich Wartezeit, Einstiegszeit und tatsächlicher Fahrtzeit. Wenn der Junge will, dass die Tic Tacs reichen, bis er zu Hause ankommt – wie viele Minuten muss er dann zwischen den einzelnen Tic Tacs warten, bis er sich wieder eines nehmen darf?

Während also alle ihre Aufsätze schrieben, quälte ich mich mit den Einzelheiten dieses mathematischen Problems: Okay, wie viele dreiminütigen Pausen gibt es? Sieben, wenn man die vor dem Mittagessen nicht mitzählt. Also acht. Acht mal drei ist vierundzwanzig. Plus Unterrichtszeit. Das wären dann vierundvierzig Minuten mal sieben ... hmmm ... okay, das sind dreihundertundacht Minuten. Und die Mittagspause dauert zweiundzwanzig Minuten plus einer Busfahrt von fünfzehn Minuten ... Moment! Muss ich während des Unterrichts Tic Tacs essen? Wen stört mein Atem, wenn ich allein am Tisch sitze? Aber in einigen Fächern sitzt ja doch jemand neben mir ...

»Steven! Würdest du bitte vorlesen, was du geschrieben hast?«

»Nein, danke, Miss Palma.«

»Steven, ich weiß, dass ich den Satz als Frage formuliert habe, aber es war eigentlich eine Aufforderung.«

»Ja, aber das hier ist ... ähm ... privat.«

»Privat, Steven?«

»Ja, Miss Palma.«

»PRIVAT, Steven?«

Grossbuchstaben!

»Ja, privat.«

Während ich aus dem Gespinnst meiner mathematischen Überlegungen auftauchte, merkte ich, dass sich die Klasse vor Lachen bog.

»Steven, ich respektiere Privatsphäre so sehr wie jeder andere Lehrer, aber wie *privat* können deine Gedanken zu dieser Frage denn sein?«

»Also ... ich ...«

Wie sich herausstellte, war das Thema: »Sollten in der Mittelstufe Fremdsprachen unterrichtet werden?«

Solche Sachen passierten den ganzen Tag. Nach der Mathestunde, gerade, als ich mir mein siebtes Tic Tac in den Mund steckte, sagte Renee: »Steven, du bist heute so was von daneben! Leidest du an einem Schädel-Hirn-Trauma oder was?«

»So ungefähr.«

»Leidest du so ungefähr oder war das Trauma so ungefähr?«

»Beides. Mein Bruder ist heute Morgen von einem Hocker gefallen und ...«

»Oh, entschuldige, Steven. Ich muss mal schnell mit Jenna und Steph reden. Warte auf mich!«

Während sich Renee im Laufschrift attraktiv entfernte, erschien Annette neben mir. Es war nicht das erste Mal, dass

Renee in einer Parfümwolke davonschwirrte und Annette wie aus dem Nichts plötzlich vor mir auftauchte.

»Steven, ich hab mitbekommen, was du über Jeffy gesagt hast. Was ist passiert?«

Annette macht ab und zu am Wochenende den Babysitter für Jeffrey.

»Er ist gestürzt und ...«

»Ja, ich hab gehört, was du der Prinzessin erzählt hast.«

»Er ist mit dem Kopf gegen die Theke in der Küche geknallt und hat Nasenbluten bekommen.«

»Schlimm?«

»Ja, meine Mutter ist mit ihm losgedüst. Sie sind zur Notaufnahme gefahren, und jetzt stecke ich in Schwierigkeiten. Dabei hab ich doch gar nichts ...«

»Ist er okay? Hat er große Angst gehabt?«

»Ich weiß nicht.«

Es klingelte, was bedeutete, dass wir zum Gemeinschaftskundeunterricht beziehungsweise zur Physikstunde zu spät kommen würden. Während Annette den leeren Flur entlangrannte, wurde mir plötzlich klar, dass ich noch gar nicht darüber nachgedacht hatte, wie Jeffrey sich fühlte. Das wollte ich auch nicht – ich *wusste*, dass er wahnsinnige Angst hatte. Außerdem musste ich mir jetzt einen Flurpass fürs Zuspätkommen holen, was wahrscheinlich Nachsitzen bedeutete. Mit anderen Worten: Jeffrey brachte mich in Schwierigkeiten. Wie üblich.

Der Höhepunkt des Tages war meine Schlagzeugstunde. Bei uns an der Schule gibt es eine Freistunde, FS genannt. Das ist die letzte Unterrichtsstunde am Tag, und wenn du keine Arbeit nachschreiben musst, Nachhilfe brauchst oder gerade nachsitzt, kannst du tun, was dir Spaß macht. Die meisten Schüler treiben

Sport – Laufen, Gewichtheben, Schwimmen, und man kann Basket- oder Volleyball spielen. Aber einige nehmen auch Malstunden oder singen im Chor. Und ich gehe natürlich bei jeder Gelegenheit in den Probenraum der Band. Ein paarmal in der Woche bekomme ich von Mr Watras Einzelunterricht am Schlagzeug. An diesem Tag wurde er wegen irgendwas ins Büro gerufen, weshalb ich eine Viertelstunde lang alleine spielen konnte. Ich fing mit ein paar einfachen Grundübungen an. Als meine Hände und Füße locker wurden, wechselte ich in einen wirklich komplizierten Latin-Rhythmus, an dem ich lange geübt hatte. Es verlangt eine Menge Konzentration, Arme und Beine unabhängig voneinander zu bewegen, aber alles lief perfekt. Das hieß, dass ich nicht an Jeffys Sturz oder Flurpässe und nicht einmal an Renee Albert dachte. Ich spielte. Sonst nichts.

Nachdem ich den Beat ungefähr fünf Minuten lang durchgehalten hatte, legte ich ein tolles Solo hin. Ich stelle mir das immer so vor: »Hier kommt Steven und liefert sein großes Solo! Schaut euch seine Hände an – zu schnell, um ihnen folgen zu können. Donnerwetter, der Typ ist ein Genie!« Als ob ein Fußballreporter mir über die linke Schulter guckte. Jedenfalls spielte ich wirklich fantastisch. Ich begann mit beiden Händen auf der Snare Drum eine Art 6/8-Shuffle-Rhythmus, ziemlich leise. Während ich allmählich lauter wurde, warf ich ein paar kleine, schnelle Kantenschläge ein. Dann zündete ich ein paar große »Bomben« mit meinem Bassfuß. Bald hatte ich zwischen meiner linken Hand und meinem rechten Fuß ein unglaublich schnelles Kombinationsspiel, während mein linker Fuß mit der Hi-Hat den Takt schlug und meine rechte Hand zwischen dem Becken und dem Tom wechselte.

Die Tür ging auf, ich öffnete die Augen und blickte hoch

(ich übe nie mit offenen Augen, wenn ich allein bin – mein Lehrer hat früher immer gesagt: Wenn du nicht weißt, wo das Schlagzeug ist, spielst du das falsche Instrument). Mr W. war wieder da. Hinter ihm schauten ein paar Schüler herein, die ich nicht kannte – wahrscheinlich Sechstklässler, die irgendwohin unterwegs waren. Sie klatschten, als ich hinüberschaute, was ziemlich cool war. Ich hatte nicht angeben wollen, aber ich kann auch nicht behaupten, dass mir der Applaus nicht gefallen hätte. Ich erhob mich und verbeugte mich kurz. Mr W. lächelte und lobte mich. Ich mache eine gute Show, sagte er. Das ist das Coole an der Musik: Wenn du dich beim Sport wichtigmachst, bist du ein Angeber, wenn du im Unterricht gut bist, ein Streber, aber wenn du am Schlagzeug eine Show abziehst, lieben dich die Leute.

Mr W. meinte, dass mein lateinamerikanischer Rhythmus ein bisschen steif klingt, und schob eine CD rein, die ich mir anhören sollte. Es war eine alte Jazzplatte von Dizzy Gillespie.

»Die müsste dir weiterhelfen. Das ist Dizzy, the Cat.«

Er hat wirklich *the Cat* gesagt. Musiklehrer haben ihren eigenen Slang.

»Dizzy Gillespie, der Trompeter, stimmt's? Mein Großvater hat mir mal von ihm erzählt.«

»Ja, das Stück heißt *Cubana Be, Cubana Bop*.«

Dann ging es los – es war unglaublich! Es müssen fünf Schlagzeuger gewesen sein, die wie irre spielten. Der Conga-Spieler war besonders wild und spielte wahnsinnige Übergänge an den verrücktesten Stellen. Gleichzeitig schmetterten die Trompeten wie eine Herde Elefanten. Dizzys Trompete war über allem anderen zu hören. Und dann, als sich unmöglich noch mehr Energie in die Musik pumpen ließ, hörten alle auf zu spielen, alle au-

ßer dem Conga-Typ, und eine Männerstimme sang in einer Sprache, die spanisch klang. Er sang schneller und schneller, die Congas wurden lauter und lauter, ein ganzer Männerchor sang »Cubana Be, Cubana Bop«, dann dröhnten die Trompeten wieder los. Eine letzte Explosion des Conga-Spielers, und der Song war zu Ende.

»Hast du das gespürt, Pez?«

Mr W. leitet die All-City-Highschool-Jazzband, weshalb ich auch aufgenommen wurde. Er weiß, dass mich mein Spitzname ärgert, also fing er eines Tages an, mich einfach nur »Pez« zu nennen, was viel besser klang als Peasant.

»Ob ich das gespürt habe? Mein Gott! Das war das Coolste, was ich in meinem ganzen Leben gehört habe!«

»Gut. Du hast noch ungefähr sieben Monate, um den Conga-Teil hinzukriegen.«

»Wieso?«

»Ich habe beschlossen, im Frühjahrskonzert nur Lateinamerikanisches zu bringen, und dieses Stück wird unser Finale. Möchtest du die Conga übernehmen?«

Wahnsinnig gern natürlich, aber Mr W. gehört zu den seltenen Lehrern, die Spaß verstehen.

»Ach, ich weiß nicht so recht, Mr W., eigentlich hatte ich gehofft, die Kuhglocke zu spielen. Oder ... vielleicht ... keine Ahnung ... Triangel?«

»Mach bloß, dass du wegstommst! Du verpasst sonst deinen Bus!«

Ich steckte mir triumphierend das letzte Tic Tac in den Mund und schlenderte, *Cubana Be, Cubana Bop* pfeifend, aus dem Raum.

Meine vorübergehend gute Laune hielt an, bis ich in den Bus

stieg. Renee Albert sprang mir ins Auge (okay, sie springt mir immer ins Auge) und sagte:

»Wie geht's der Hirnverletzung?«

Was mich superschnell in die Wirklichkeit zurückholte.

Ich ging, ohne ihr zu antworten, weiter nach hinten und setzte mich neben Annette. Eigentlich hatte ich Renee vom *Cubana Be*, *Cubana Bop* erzählen wollen, aber jetzt musste ich wieder an Jeffy denken.

»Ich hab das eben gehört, Steven. Das war echt cool, wie du sie abgeschmettert hast.«

»Abgeschmettert? Ich hab sie nicht abgeschmettert – ich bin bloß zu blöd, mir schnell eine Antwort einfallen zu lassen. Und jetzt muss ich nach Hause und rausfinden, was meinem Bruder passiert ist und wie lange ich Hausarrest dafür bekomme, dass ich ihm Frühstück gemacht habe.«

»Was?«

»Lange Geschichte. Als Jeffy heute Morgen vom Hocker fiel, habe ich ihm gerade Haferbrei gekocht. Ich hatte ihn auf den Hocker gesetzt, und meine Mutter meint, da soll er nur sitzen, wenn jemand direkt neben ihm steht. Wenn er also genäht werden musste oder so was, kriege ich die Schuld, auch wenn ich nur nett war und gemacht habe, was er wollte, während die lieben Eltern noch im Bett waren.«

»Deine Mutter hat aber doch irgendwie Recht.«

»Wieso?«

»Er *ist* doch runtergefallen, oder nicht? Also war er auf dem Hocker nicht sicher.«

»Danke, Annette, besten Dank! Das ist *genau*, was ich jetzt brauche. Du bist ein wirklich einfühlsamer Mensch, weißt du das?«

»Ich wollte ja nur ...«

»Was wolltest du? Klär mich auf, damit ich aufhören kann, so ein schrecklicher Bruder zu sein! Damit Jeffy, der kleine Engel, vor meinen hundsgemeinen Kochtricks gerettet werden kann!«

»Ich wollte nicht, dass du ...«

»Ein schlechtes Gewissen bekommst? Hast du aber geschafft! Ich habe mir doch sowieso den ganzen langen, blöden Tag schon Sorgen gemacht!«

An diesem Punkt hatten wir meine Haltestelle erreicht. Ich stand auf, um aus dem Bus zu stürmen, musste aber warten, bis Renee mitten im Gang ihre Sachen zusammengepackt hatte. Und beim Aussteigen ließ sie sich auch reichlich Zeit, so dass ich hinter ihr hertrotten musste. Ich kann euch sagen: Es ist schwer, zu stürmen und gleichzeitig zu schlurfen.

Draußen beobachtete ich, wie Renee davonlief, nein, davon*litt*. Als der Bus sich wieder in Bewegung setzte, schaute ich zu Annette hoch. Vielleicht waren es die Strahlen der Herbstsonne, die sich im Fenster brachen, aber es sah aus, als ob Annette weinte.

Toll.

Ich schloss die Haustür auf und sah Mom im Flur stehen. Sie schien auf mich zu warten. Wenn ich damit rechne, Ärger zu kriegen, versuche ich meistens, zuerst zu Wort zu kommen, bevor mich meine Eltern niedermachen. Also legte ich gleich los.

»Mom, ich hab mir den ganzen Tag Sorgen gemacht! Ist Jeffrey okay?«

Mit einer komischen, weichen Stimme sagte sie: »Steven, dein Bruder ist sehr krank.«

»Wegen mir? Hab ich ...?«

»Der Sturz heute Morgen hat nichts damit zu tun.«

Puh! Ich bin aus der Klemme!

»Aber er ist ... sehr ... krank.«

Und das war das Schlimmste an diesem 7. Oktober, dieser Augenblick, den ich mir nie verzeihen werde. Als meine Mutter mir sagte, dass mein kleiner Bruder Jeffrey Leukämie hatte, war ich erleichtert.



Jordan Sonnenblick war viele Jahre Englischlehrer (und zwar gerne!), spielt Schlagzeug und wollte schon immer Schriftsteller werden. Er lebt mit seiner Frau, seinen Kindern und vielen Trommeln und Gitarren in Bethlehem, Pennsylvania. Sein erstes Buch »Wie ich zum besten Schlagzeuger der Welt wurde – und warum« schaffte in den USA aus dem Stand den Sprung auf zahlreiche Bestenlisten und wurde von der Jugendjury für den Deutschen Jugendliteraturpreis nominiert.